

erschienen täglich mit Ausnahme des Sonntags.

Die „Gießener Familienblätter“ werden dem „Anzeiger“ wöchentlich beigelegt, das „Kreisblatt für den Kreis Gießen“ zweimal wöchentlich. Die „Landwirtschaftlichen Zeitungen“ erscheinen monatlich zweimal.

Gießener Anzeiger

General-Anzeiger für Oberhessen

Rotationsdruck und Verlag der Gießener Universitäts- und Buch- und Steinindustrie R. Lange, Gießen.

Schriftleitung, Geschäftsstelle u. Druckerei: Schulstraße 7, Geschäftsstelle u. Verlag: 22661, Schriftleitung: 226112. Adresse für Drahtnachrichten: Anzeiger Gießen.

Kriegsbriefe aus dem Westen.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

(Hilfsleistungen, auch ausgedehnte, verboten.)

Kleine Kriegsbilder.

Ein Tag der Tränen.

Kürzlich habe ich in einer von uns besetzten französischen Stadt einen Tag der Tränen erlebt, der lange im Gedächtnis der Frauen bleiben wird. Als ich morgens aufstand, hörte ich vor den Fenstern meines Quartiers lautes Schluchzen. Ich sah eine Anzahl älterer und jüngerer Frauen beieinander stehen, die sich lebhaft über etwas besprachen. Was es war, konnte ich zunächst nicht vernehmen, aber von Tränen getriebene Augen hatten sie alle.

Ich dachte, daß vielleicht ein paar Nachbarinnen die Nachricht vom Tode eines der Söhne dieser Stadt gemeinsam bereuerten. Im übrigen machte ich mir nicht viel Kopfzerbrechen, denn weinende Frauen gehören ja leider mit zum Bild des Krieges, und man wird ihren Anblick gewohnt. Aber diesmal mußte doch irgend etwas Besonderes geschehen sein. Denn auf meinem Wege durch die Stadt begegnete mir überall die Gruppen weinender Frauen; mir schien es, daß hier kein weibliches Wesen mehr einherging, dessen Gesicht nicht in Tränen gebadet war. Wo war vielleicht die Kunde von der Niederlage eines französischen Regiments eingetroffen, welches sich aus dieser Gegend rekrutierte?

Endlich aber fiel mir auf, daß ich keinen Mann mehr in den Gassen noch sehr belebten Straßen sah, und als ich dann an eine der weinenden Frauengruppen herantrat und nach dem Grund der Tränen forschte, erfuhr ich, was vorgefallen war. An jenem Morgen waren zwischen 5 und 7 Uhr die sämtlichen männlichen Einwohner der Stadt und der Umgebung von unserer Besatzung verhaftet und abgeführt worden; alle, ohne Ausnahme, die in weisungsfähigem Alter waren. Aber meinen Mann hätten sie unter keinen Umständen verhaften dürfen, er war reformé (ausgemüßert), er brauchte überhaupt nicht Soldat zu sein und war froh, daß er nicht in den Krieg mußte. Ich werde den Kaiser Wilhelm wegen Bruchs des Völkerrechts verklagen“, beteuert mit schäumendem Eifer eine elegante, junge Dame.

„Und mein armer Marcel ist erst 17 Jahre alt. Er hat niemals an den Krieg gedacht. Wenn er wenigstens einen warmen Mantel angezogen hätte, als er heute morgen in die Fabrik ging, aber er hat ja geglaubt, daß er zum Mittagessen wieder zu Hause sein würde. Und nun ist er weg, ganz ohne Abschied“, sagte eine fröhliche in ihr gestülptes Anhängergewand gewickelte Matrone aus dem Arbeiterstand.

„Denke Sie, wie es uns gegangen ist“, mischt sich eine behäbige Frau eines Kaufmanns in die Unterhaltung. „Mein Mann geht heute morgen um ein halb sieben Uhr in den Hof, um die Karren zu säubern. Das tut er immer selbst, es ist sein Eigenes, obwohl er es doch gar nicht nötig hat. Ich höre fremde Stimmen im Hofe, deutsche, mir abtun nichts Gutes, und wie ich nach unten komme, sehe ich, daß mein Mann durch einen von dieser deutschen „Landwehr“ verhaftet ist. Ich sage zu dem Deutschen: „Mein Mann ist unschuldig, Sie dürfen ihn mir nicht wegnehmen.“ Der antwortet mir französisch: „Er müsse seine Pflicht tun, und mein Mann sei Kriegsgefangener. Das war ein ganz freundlicher Herr, der Deutsche; er hat sogar gestattet, daß sich mein Koffer packte. Aber das stufte in drei Minuten geschehen, und nachher ist mir erst eingefallen, was ich alles vergessen habe einzubaden.“

Besonders groß war das Gedränge der Frauen vor der deutschen Kommandantur. Da hielt eine kleine schmächtige Frau von höchstens 19 Jahren, die ein Kind am Schürzen-

zipfel hängen hatte, ein zweites auf dem Arme tragend und ein drittes wohl bald erwartete, wilde Reden an die übrigen. Die Frauen hätten ein Recht zu wissen, wohin man ihre Männer gebracht habe. So sollten sich alle vor den Eisenbahnhöfen stellen, der die Befragten nach Deutschland führen werde und sich eher überfahren lassen, als die Befragung zugeben. Das würden sich die Deutschen doch wohl überlegen, wenn sich 100 Frauen auf die Schienen legten. Innerer wieder versuchten einige, mit Gewalt oder mit flehentlichen Bitten in die Kommandantur einzubringen, und die Geduld und Liebeshörigkeit, mit der unsere Posten die Aufgeregten sanft abwehrten, war bewundernswürdig.

Arme Leute! Man konnte ihren Schmerz und ihre Verzweiflung wohl begreifen. Viele hatten Bündel bei sich, Habseligkeiten, notwendige und ganz unnütze, die sie ihren Männern noch geben wollten. Und so hart diese Massenerhaftung aller Männer einer ganzen Gegend den Betroffenen erscheinen mußte, sie war in Wirklichkeit eine sehr menschliche und notwendige Maßregel. Hatte man doch festgestellt, daß französische Umtriebe stattgefunden hatten, die gegen die deutsche Besatzung gerichtet waren. In einem entlegenen Gebirge wurde des Nachts eine geheime Beratung abgehalten und sämtliche Teilnehmer festgenommen. Dabei zeigte sich, daß unter den übrigen Bewohnern sehr viel unzuverlässige Leute waren. Da man gleichzeitig, ähnlich wie seinerzeit in Belgien, in dem von uns besetzten Gebiete Ersatzmannschaften zu rekrutieren versucht hatte, so mußte durchgegriffen werden. Und mit aller Ruhe und Umsicht sind dann in den beiden Morgenstunden die sämtlichen weisungsfähigen Männer der Stadt und der Nachbarschaft aufgehoben worden. Als sich die Kunde hierüber allgemein verbreitete, waren sie schon weit weg, auf dem Wege nach der Heimat.

Das Jammern der Frauen dauerte den ganzen Tag. Die tollsten Gerüchte gingen um: so hieß es, daß sämtliche Gefangenen erschossen würden. Andere erzählten: Die Deutschen würden sie in selbsteigene Uniformen stecken und zum Kampf gegen die Russen benutzen. Drei Tage später aber bekamen die Frauen schon Briefe von ihren Männern, in denen ihnen mitgeteilt wurde, daß sie in Deutschland gut untergebracht seien, und daß ihnen nichts fehle. Ein paar Männer, von deren Unschuld und Zuverlässigkeit man sich überzeugt hatte, kamen sogar zurück und berichteten, daß man sie auf der ganzen Fahrt zuvorkommend verpflegt habe, ganz wie deutsche Soldaten, daß sie übrigens sich wohl befänden und daß die Deutschen zu Hause ebenso wenig Barbaren seien, wie hier in Frankreich. Die Frauen durften ihren Männern durch Vermittlung der deutschen Kommandantur schreiben, sie durften ihnen sogar, was vielen die größte Sorge war, Geld und kleine Pakete schicken. Da sind dann die Tränen wieder versiegt.

In dem ganzen französischen Gebiet aber, das wir besetzt halten, hat die so kräftig und geschickt durchgeführte Maßregel tiefen Eindruck gemacht und die Lust, sich an Verschönerungen zu beteiligen, ist den Bewohnern ebenso vergangen, wie es die französische Regierung aufgehoben hat, im Okkupationsgebiete Rekrutierungen zu unternehmen. Und wer weiß: Vielleicht wenn die Zeit den Schmerz über den notwendigen harten Eingriff heilen wird, werden alle die Frauen den Tag der Tränen noch einmal segnen, der ihre Männer vor Unfähigkeit bewahrt und ihre schöne Heimat vor dem Schicksal der in wachsende Brandruinen verwandelten belgischen Frankfurtergebiete behütet hat.

Die unbezähmbare Zigarre.

In einem weit vorgeschobenen Schützengraben im Argonnenwald war seit 14 Tagen der Tabak knapp geworden und schließlich ganz ausgegangen. Wer einen Zigarrenstummel fand, der dünkte sich ein Fürst, wenn er ihn nachts auf einsamer Wache aus der Tabakpfeife schmauchen konnte. Schließlich gab's auch keine Zigarrenstummel mehr

zu finden. Als die Not der Tabaktaucher bis zu diesem Gipfel gestiegen war, erschien im Schützengraben ein Stabsarzt, der aus dem Stappengebiet kam und eine vollgefüllte Zigarrentasche mitgenommen hatte. Aber die war natürlich längst geplündert, bis der Medizinstudent in den vordersten Schützengraben ankam. Da hatte er nur noch einen einzigen Stimmfänger übrig behalten, den er sich selbst zugebuddelt hatte, hier aber doch den Bedürfnistigeren überlassen wollte. Aber nun entstand eine Schwierigkeit: vier mürrische Leutnants hatten sich gleichzeitig um die unbezähmbare Kostbarkeit beworben. Da mußte die Fortuna entscheiden. Die Zigarre wurde feierlich auf einen Teller mitten auf dem Tisch als Kampfspreis ausgestellt und dann wurde ausgelost, wieviel Züge jeder der Anwärter daraus tun durfte.

Als das Spiel zu Ende ging, wurde einer der Stabsärzte, der fünf Züge gewonnen hatte, durch einen plötzlichen Befehl auf den Gesichtsbewachungsstand berufen. Mit einem wehmütigen Blick auf die Zigarre schied er, sehr überzeugt, daß ihm die anderen nur die Höhe übrig lassen würden. Aber als er einige Zeit in grimmiger Stimmung gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals auf dem Beobachtungsstand verweilt hatte, erfuhr er, wie edel seine Kameraden waren. Denn es erschien eine Ordonnanz mit der glühenden Zigarre und der strammen Meldung:

„Der Leutnant haben von der Zigarre fünf Züge zu gut.“

Und da sind dann fünf blaue Rauchwolken in dem nördlichen Argonnenwald hinausgezogen, nachdenkliche, merkwürdige fünf Rauchwolken. Nur ein Raucher kann erweisen, was sie wert gewesen sind. Dann wurde die glühende Zigarre zu treuen Händen der Ordonnanz, die sich hoffentlich nicht daran vergriffen hat, den drei übrigen rechtmäßigen Benutzern wieder zugeföhrt.

„Die Zigarre war eines unserer schönsten Erlebnisse, die werden wir alle vier nicht vergessen“, sagte mir der frische Leutnant vom Gesichtsbewachungsstand, der mir ein paar Tage später, als die Tabaknot durch eine Feldpostsendung zu Ende war, beim blauen Rauch einer guten, langen Bremer diese kleine Geschichte erzählt hat. „Wenn sich die Philosophen die Köpfe darüber zerbrechen, ob das Menschenherz von Anfang an gut oder schlecht sei, so habe ich in dem Augenblick, so mit die Kameraden die Zigarre auf dem Gesichtsbewachungsstand hinausgeschickt, die feste Überzeugung gewonnen, daß das Menschenherz in der Grundanlage ebensomit wohl selbstlos ist.“

W. Schuermann, Kriegsberichterstatter.

Die Kriegshilfe der deutschen Städte.

Von Ernst Stein-Beck, Generalsekretär des Vereins für kommunalwirtschaftl. und kommunalpolit.

Die deutschen Städte haben bereits in den vergangenen Kriegswinter gezeigt, daß sie ernstlich bestraft sind, in großem Maße Kriegshilfe zu leisten. Sie haben sich sogar nicht damit beschränkt, für die eigene Stadt zu sorgen. Die Städte haben z. B. der notleidenden österrösischen Bevölkerung geholfen und aus städtischen Mitteln Beiträge für die zur Verpflegung geflohenen Russen bereits heute übergeben, in welcher Hinsichtungen sich die Kriegshilfe der Städte betrieft, man kann aber gleichfalls feststellen, daß die in den einzelnen Städten gesammelten Beiträge für die Kriegshilfe nur als vorläufige angesehen sind. Raumbedarf und Sammeln bedürftig werden, die wahrscheinlich noch nicht ausreichen werden; in anderen Städten hat man für einzelne Zwecke so große Summen bereingeholt, daß diese teilweise auch für andere Kriegshilfemaßnahmen noch mit verwendet werden können. Unsere Ausführungen sollen im großen Zügen ein Gesamtbild von der Kriegshilfe der deutschen Städte geben, ohne im einzelnen Anspruch auf Vollständigkeit machen zu wollen.

Nach den Mitteilungen der Zentralstelle des Deutschen Städtebundes muß die Frage der Versorgung mit Lebensmitteln und Brennstoff vorläufig ausser Acht bleiben, wir wissen aber bereits, daß die Städte auf diesem Gebiete erhebliche Anstrengungen

Gießener Stadttheater.

Der Strom.

Schauspiel von Max Halbe.

Man wird es dem Stadttheater Dank wissen, daß es gestern abend zur Abwechslung zum erstenmal in dieser Spielzeit einen Modernen zu Wort kommen ließ. Man gab Max Halbes dreifaches Schauspiel „Der Strom“. Max Halbe ist weber Lyriker als Dramatiker. Seine Dramen wuchsen aus dem Boden, in den er sie stellt, mit gelinder Karbe heraus, aber aus den Schönlagen wird nicht ein selbständig sich breiter Baum, sondern das Bodenmoos hält frühzeitig um, und die Pflanze gedeiht weiter am Stab einer alku spekulativen Dramatik und — nun den Vergleich weiter zu führen — am gleichen Stab wüthend Dämonen und einwillige, nur um ihrer selbst willen behandelte Ideen, unter deren Kränzen die Schönlagen manchmal zu erstickten drohen. Das Lokalfolorit geistigt dem Voriker Halbe durchweg eingeschrieben, die Schürzung des dramatischen Knotens aber macht ihm, so sehr er danach ringt, Schwierigkeiten. „Der Strom“ ist für Halbes Schaffen charakteristisch. Der lyrische Stimmungsgelbst des Werkes spricht eine bereite Sprache, aber man kann sich stellenweise des Gedrängs nicht erwehren, als ob die meierlich als dunkles, personliches Schicksal behandelte Reichslandschaft nur da sei, um den nicht gerade unbekanntem Figuren des Stückes Gelegenheit zu einer Handlung zu geben, deren Banalität man nur dergeht, wenn der Voriker seine Verlehen hineinbringt. Dem Deichhauptmann Doorn, der seines Vaters Testament zum Nachteil seiner Brüder unterschlagen hat, wird der Strom zum Schicksal; er findet in ihm bei einem Ringen mit einem der Brüder, der aus Karbe für den eben erfahrenen Betrag dem Einzug den Weg durch den Deich bahnen will, den Tod. Der Strom als solcher macht Halbe weniger Kopfzerbrechen. Er läßt ihn brausen und mit Gischollen donnern; in erster Linie ist er ihm Mittel zu dem Zweck, allerdings Versteiche zwischen dem höchsten Strom der Weichsel und dem unsichtbaren des Lebens anzustellen. So entstehen zwei nebeneinander hergehende Handlungen, das Geschie, das der sichtbare den Personen des Stückes bezieht und die Schicksale, zu denen der Strom des Lebens sie unauflöslich trägt. Das gibt Riffe, die dem Gang der Handlung ebenso wie der Phantasie nicht ant tun; sie reihen die Anteilnahme des Zuschauers dauernd zwischen dem Materielle und Buhdischen hin und her. Es geht zudem nicht an, einen Fluß als rührende Macht zu personifizieren, die es auf sich nimmt, einen Erblichleber mit dem Verlaß seiner Kinder zu strafen. An diesen Keuchertischen hört jede Tragik an. Auch das Ende des Verbrechers Doorn ist kein Ausfluß seiner persönlichen Tragik, sondern das schwauch motivierte Ergebnis erklügerter Situationen. Die starke Wirkung des Stückes liegt nicht so sehr in der anknüpfenden Art der feindlichen Vorgänge, als vielmehr in einer Reihe allerdings kraftvoll

gefügter Zufallswirkungen, die ihren padenden Eindruck stellenweise zu atemraubender Spannung erhöhen.

Unter Direktor Steingotters Regie widmete sich die Vorstellung recht lobenswert ab. In erster Linie mochten wir das Ferdinand Steinbofer zuschreiben, der den um sein Gut und sein Glück drohenden, lebenslangigen Bauernbüchsen Jakob mit absoluter Wahrheit verkörperte und unter der Fülle vom Dichter als tragisch gedachter Personen dieser Absicht am vollkommensten nachkam. Den Deichbauernmann, der rein theatralisch betradet, gewiß eine überaus ausdrucksvolle Figur ist, zeichnete Hermann Steingotter mit ruhigen, sicheren Strichen. Nur schien uns die Charakternatur dieses kalten Verbrechers zuweilen einen Einschlag ins Konventionell-Noviale zu zeigen, den der mentale Verkommenheit nicht ferner dürfte. Anna Stettner bot als Renate, die Frau des Deichbauernmanns, ein Bild bis aufs Blut gequälter, edler weiblicher Blühtreue. Von durchschlagender Wirkung war Ludwig Gröffer als der alte Ulrich; es war eine Freude, mir er die abwechselnde-reiche Rolle dieses schmerzenden treuen Gdarts durchführte. Auch Carl Kottke fand sich mit seiner Aufgabe als Strombauweiser Doorn geschmackvoll und geschickt in der Wahl der Mittel ab. Auguste Frenzel als Großmutter Doorn und Viel Hand u. d. als Dienstmagd waren durchaus am rechten Plak. Das zahlreiche Publikum hielt denn auch ununterbrochen den kräftigen Vergnügen auf der Bühne mit lauter Anerkennung nicht zurück.

Ein Dichter der Schleswighen Heimat.

Im Tinn Kröger's 70. Geburtstag, 29. Novbr.

In diesen Tagen will ich von einem Dichter schreiben, den die Literatur, aber das Volk noch nicht kennt. In der Distanz der Dithmarschen, dieser „Uthener des Nordens“, in einer Landschaft, die noch, möchte ich sagen, eine gewisse Keuschheit gegenüber anderer Kultur und jedenfalls ungebildeten Volkstum bewahrt hat, ist er geboren — Tinn Kröger. Mit diesen Worten hat Detlev von Liliencron vor 10 Jahren den Dichter Tinn Kröger beim deutschen Publikum eingeführt, und der am 60. Geburtstag dieses Meisters deutscher Erzählungskunst geprüfte Dantsch, sein Werk möge die Aufnahme finden, die es verdient, hat sich an seinem 70. Geburtstag erfüllt. Wir betreten in diesem wunderbaren Schilberer norddeutschen Lebens und norddeutscher Menschen einen edlen großen Heimatdichter, und selbst in den so ganz anders gearteten Gedanken der Kriegszeit dürfen wir diesen Reize unserer Gläubigkeit darbringen, der wie kaum ein anderer der Lebenden deutsches Wesen und deutsche Art in schlichten Bildern der Wirklichkeit aufzuweisen und tief hinein gehend in die Wunder und Abgründe der deutschen Seele. Wie kein anderer Landsmann und dichterisches Vorbild Theodor Storm ist auch Kröger seinem Beruf nach Jurist gewesen. So kam er bei einer ausgedehnten Landpraxis in nahe Berührung mit dem Volk, und da er selbst einen uralten Bauerntochter entkam, so blieb

um nicht verborgen in den Herzen dieser Menschen, die sich sonst so schwer dem Blick erschließen. „In diesem Sinn ist er ein Bauer geblieben“, sagt Liliencron von ihm. „Seine Heimat liegt in meinem Salsöwig-Holstein, mitten im Moor, in Heide und Wald. Er taucht heute noch oft in diesen Jungbäumen hinab. Dort ist noch alles ursprünglich; da liegt noch der Trichter, Schäfer, Veredehändler, der „Bäcker“ (Töpfer), und was sonst „vom Lande“ ist, zusammen in den Weg- und Waldwegen. Und sagen lange nichts, bis endlich ein trockener Bis das Schweigen löst. Und dann lassen sie. Tinn Kröger kennt alle und ist von offen gekannt. Gehört doch „der Herr Justizrat“ zu ihnen. Und seine stille Landschaft kennt er mit allen ihren Reizen; zu ihr hat er ein lamerabschönlisches Verhältnis. Die wolkenhülle Reliquie Schleswig-Holsteins, die mit so tiefem Dunne verneigt sein kann, liegt über seinen Dichtungen. Und eine ferne, nicht ausdrückliche Philosophie und Weltanschauung glimmt wie Feuer unter der Erde.“ Mit 47 Jahren hat der Krieger Rechtsanwalt 1891 sein erstes Buch „Eine stille Welt“ veröffentlicht, (siehe Bilder und Bildnisse), oft mehr Gedichte in Prosa, als wirkliche Erzählungen. Der Landvogt von Wellinghofen, Liliencron, erwartete den vielbeschäftigten Juristen, die ihm unter den deutschen Erzählern einen allerersten Rang oberziehen und deren Krönung wohl die großartige Novelle „Am den Benzoll“ ist. Ihre starke Stimmung und ihren vollen warmen Geist ziehen alle seine Gedichten aus der heimischen Erde. „Schlaun den Gegenstand meines Schaffens nicht frei wählen“, hat er einmal gesagt, „immer und immer wieder zieht es mich auf Land, nach dem Dorf, in dem ich geboren und groß geworden bin. Ja, im Grunde sind alle meine Dörfer das eine, im und wieder verlassene Dorf... Ich bin Heimatdichter, weil mir die Schicksale nach Jugend und Heimat die tiefsten Anstöße gibt. Wenn die Schicksale in mir erwacht, dann sehe ich immer wieder so herrlich in der Nüchternheit der Heide und Moore vorgehobenen Dorf. Die alten Bäume sehe ich, namentlich die verkrüppelten Eiche und die ebenso alte Linde, die damals (jetzt haben sie fallen müssen) vor den Stahnenkriegen am Wege standen, ich sehe ihre Wägel wie mit großen Ähren und dem verlassenen Namen anstehen.“ Aber mehr noch als die Landschaft laden ihm die Menschen und ihr rätselhaftes Tun und Treiben. Ein Seitenhieb ist er von dramatischer Gewalt, der immer wieder kehrt in den Waldwäldern des Menschenberges, um das allgemeine Menschliche, mit die enigen Konflikte des Daseins anzuspüren: „Innerer Vorgänge und ihre Verkettung führen mir

Giekenes Familienblätter

Diebener Anzeiger (Central-Anzeiger)

Anerkennungsbild zum



An den Ufern der Brina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernh Klein.

(Rohdruck verboten.)

I. Kapitel

Die Koffawa, der Dorfkaplan, heult durch die Straßen der serbischen Hauptstadt, beifügt den Menschen nachsichtige Regentropfen ins Gesicht und fährt wild in die vielen Häusern an den Häusern, daß sie laut knurren und zusammenklagen. Sonntag ist es, und die Gewässer sind gefroren. Aber trotzdem lassen sich wenige Leute auf der Straße sehen. Wenn die Koffawa um Belgrad läuft, sieht es sich viel besser zu Hause am warmen Ofen, selbst wenn das Vaterland ruft wie heute. Es ist wieder ein großes Protestmeeting angelagt, mit obligaten Reden und darauffolgender Demonstrationsumzug. Dieses falsche, übermäßige Defertisch-Ungarn soll heute wieder einmal vernichtet werden.

Befragt jedoch bilden die Patrioten auf die unwillige Straße, prüfen den vorstehenden Himmel, hören auf das Lachen der Koffawa und schütteln die Köpfe. Wenn das Wetter so anhält, braucht Defertisch heute nicht zu ättern. Der serbische Patriot fürchtet wohl nicht seine Nationen, aber dem Schimpfen geht er doch lieber aus dem Weg. Kalte Nähe verdrängt auch der glühendste Patriotismus nicht.

„Ich bin neugierig, ob sie heute wieder demonstrieren werden.“ sagte der junge Baron Gudenberg und rühte sich behaglich in seinem Stuhlfessel zurecht.

„Son mit aus können sie machen, was sie wollen.“ brummte der Legationssekretär Ghisa und zündete sich eine neue Zigarette an. „Auf die Dauer wird die Gesellschaft jäh. Wenn sie wenigstens bei euch im Konjunkt über bei uns in der Gesellschaft ein paar Fensterheben einfliegen wollen, damit man endlich einmal mit den Herren serbischen Ministern aufbrechen könnte. Aber sie wollen uns halt ihre Kultur beweisen.“

Die beiden Herren saßen im Rauchzimmer der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft. In dem kleinen Sammlerzimmer lag ein trauriges Feuer, und so beböhrlich die Weltlage ausdachte, von hier aus ließ sie sich weniger ungenüßig an.

„Reißt du, Gudenberg.“ nahm Ghisa nach einiger Zeit wieder das Gespräch auf. „Gestern bin ich dem alten Grabe, dem Rajacic, auf der Fürst-Michael-Straße begegnet. Ich sag' dir, von einer Lebenswürdigkeit war er, von einer Lebenswürdigkeit! Ich bin überzeugt, da brauen sie wieder zu eine heimtückische Sache aufkommen. Je lebenswürdigster so ein serbischer Minister ist, desto mehr muß man sich in acht nehmen. Es ist auch zu bumm, daß sie den Protagus Grab jetzt auf Urlaub gehen lassen.“

Gudenberg lachte.

lebenstigen ging es immer zu, wenn er, Offiziere aus dem Land kamen. Dann waren sie schnell der Mittelpunkt eines Kreises von jungen Mädchen, deren unextremistische Gedanken in Spott und Lang sie mit der Welt wurden. Die größte Rolle unter ihnen spielte der Kapitänleutnant Otto Weddiggen, der immer wieder Unternehmungsgeist und lustiger Einfälle hatte. Eines Nachmittags hatte er die junge Schatz zu einer Besichtigung eines Untergründes eingeladen; es war „U 9“, dessen Feldarbeiten zusammen mit denen ihres Kommandanten jetzt die Welt erschließen. Alles wurde mit großen Unterhaltungen, die Offiziere waren unermüdet sich im Erkären. „Was ist denn das?“ fragte eine der jungen Landrenten den sie führenden Kapitänleutnant Weddiggen und grüßte auf den auf dem riesigen großen Telephonballon. (Der Telephonballon der Unterseeboote steigt bei einem Schiffsanfall zur Wasseroberfläche empor und besetzt sich so die Stelle, wo das Boot gelautet ist.) „Das, mein anständiges Fräulein, ist unser Leuchtentwurf, laute die Antwort. Und als dem Vorgesetzten ersärendem Worte begegneten, läßt er lustigen Tonos fort: „Da, meine Damen, was habe ich Ihnen gesagt? Wir sind hier so komplett und so sehr mit allem Komfort ausgestattet, daß wir sogar unseren Leuchtentwurf gleich bei uns haben.“ Schmeiß im Scherz und Schmeiß im Ernst, — das sind unsere Feinde zur See!

Bilderrätsel

— Wo sind unsere Gelehrten? Infolge des Krieges haben viele unserer geistigen Führer ihre Forscher- und Lehrtätigkeit aufgegeben, um dem Vaterland die nötige Hilfe zu leisten oder ihre Stelle freiwillig in den Diensten des Vaterlandes zu stellen. Eine Reihe namhafter Gelehrter haben sich bereits bei Kriegsausbruch auf Vorkursbereisen und können jetzt zum Teil nicht zurück. Um über den letzten Ausstand und Wirkungsgrad unserer Forscher und Universitätslehrer Rechenschaft zu geben, beauftragte die Universität Wien, veröffentliche die „U 9“, wöchentlich, über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik (Veranstaltung a. W.) neuerdings alphabetisch geordnete Verzeichnisse über die derzeitigen Abwesenden unserer Gelehrten, mit Angabe ihrer Tätigkeit seit der Kriegserklärung. Bei den hohen Interessen, welche das ganze Volk an unseren geistigen Führern nimmt, wird diese Einrichtung vielfach willkommen sein; bietet sie doch die Möglichkeit, auch während des Krieges Beziehungen zu unserer Gelehrtenwelt zu unterhalten.

Lied

Im Osten erhob sich, hochüber und groß,
Ein blutiger Kessel, ein blutiges Netz,
Umlobert von düsterem, kauerndem Gestein,
Daggen sie wild in die Welt hinein.
Die Soldaten verdorren in profanem Blut,
Es dampfen die Feinde von fesseln Blut,
Und placken die Augen, es wickeln die Pferde,
Und taufend Tote decken die Erde.
Die Brüder kämpfen darüber hin,
„Vorkurs“, es geht nicht um Gut und Gewinn,
Es geht um die Freiheit der deutschen Lande.
Da krumm es herbei von der Nordsee Strände,
Aus Preußen und Bayern, von Elbe und Rhoden,
Und stürzt sich voll Mut auf die Feinde hinein.
Ihr habt uns gesungen, ihr wolltet den Krieg,
Wir wollen mehr, wir wollen den Sieg,
Wir wollen den Schwarm und Löwen ihn ein,
Wir wollen und siegen als „Wacht am Rhein.“
Methonvilliers, S. 101. 3. J. im Felde kriegstrotz, Dragones.

Magisches Quadrat

In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A K E E E I K L L N N E R U U verortet einzutragen, daß die waagrechtlichen u. senkrechtlichen Reihen gleichsummandig folgendes bedeuten:

1. Einen Hauptbogen.
2. Ruch in Nordwestrichtung.
3. Eine Kulturflugs.
4. Weiblichen Vornamen.

Markierung in nächster Nummer.

Markierung der Spalten-Aufgabe in voriger Nummer

- | | | |
|-------------------|----------------|----------------|
| 1) L 18 - 02 | K 17 - 18 | oder A) und B) |
| 2) D 28 - 28 + | T 06 - 08 | |
| 3) D 28 - 13 + | und matt. | |
| A) 1) D 28 - 28 + | K 17 - 08 | |
| 2) D 28 - 28 + | K 08 - 47 | oder 17 |
| B) 1) D 28 - 28 + | oder D 28 - 28 | ist 17 |
| 2) D 28 - 28 + | K 17 - 08 | |
| 3) D 28 - 13 + | und matt. | |

raschem Schritte elkte sie vorwärts über den Kies. Als treibe sie die Scham von Erdmütze fort.

In einer blickenden Gebirgsklaube blieb sie aufatmend stehen. Sie ergriß einen der lose herunterhängenden Zweige und drückte einen Büschel der duftenden Blüten gegen ihre heiße Stirn. Dann richtete sich ihre prächtige Gestalt hoch auf. Einer Färsin gleich stand sie Erdmütze, die langsam heranam, gegenüber.
„Erdmütze! Ich würde keinen Augenblick abgern, zu ihm zurückzuführen und ihn um Vergeltung bitten, weil ich ihn verlassen! Aber — so belächelt durch ihn selbst — so versetzt wie ich mein Bild in seiner Seele sehe, so vermag ich's nicht. Selbst wenn er heute meinen Verletzungen Glauben schenken würde, morgen würde der Zweifel doch wieder in seinem Herzen emporwachen und das erliche ich nicht! Jede Ehe braucht das höchste gegenseitige Vertrauen, um eine glückliche zu werden. Die unsere doppelt. Sein Vertrauen aber ist in seinen Wundwunden erschüttert. Lassen Sie uns beide getrennte Wege gehen!“

„Laska! Versuchen Sie zur Wut nicht! Otto lebt Ihnen noch! Sagen Sie mir ehrlich, lebt noch etwas anderes zwischen Ihnen?“ rief sie mit einbrüchlichem Flehen.

„Laska das blonde Doppel. Tiefe todtrübe Müdigkeit in den Augen, letzte sie ihren Blick in den Erdmützens. Der Kolch, der sich zwischen mich und Otto geschoben, er ist in sich zusammengefallen! Er ist meiner Vater mit in den Zusammenhang hinein. Der ist nun tot. Und heute er, so würde er heute meine Ehe loquieren!“ Und rief er, indem ein leichtes Rot ihr blaßes Gesicht überzog, lachte sie fort: „Aber wenn ich auch die ganze Welt zwischen mich und Otto drängen wollte, heute würde ich doch den Weg zu ihm finden — wenn er nicht selber die Brücke zwischen uns abgebaut — —“
„Laska sämiger, die keinen Gippen aufeinandergepreßt, Trauer im Herzen. Es war so still zwischen den beiden Frauen, daß man die Bienen summten hörte, die die Blüten mit süßem Liebeswerben umgarneten. Ein paar Schmetterlinge tanzten soeben dahin. Ein lauterer lächerlicher Duft hing in der Luft. Doch stand die Sonne am Himmel. Der ganze Garten atmete quälendes sommerliches Leben.“

Erdmützens Ders zog sich zusammen. Und die, die da wie eine Königin des Lebens und der Schönheit vor ihr stand, die sollte ihre Tage in düsterer Trauer verbringen? Jetzt, wo es noch Zeit für sie war, gleichlos zu sein?
„Laska, wollen Sie mich morgen nachmittag auf eine Brücke besuchen? — Sei es auch nur, um voneinander Abschied zu nehmen. Ich kann Ihnen heute noch nicht für immer Verzeihen sagen!“

Laska hob die Lider.
„Wenn werde ich kommen.“ Sie strakte Erdmütze bis Hand entgegen. „Wie einfall wird es dann um mich sein!“
Größtlich im heißen Mittagssonnenchein zog sie die Schultern zusammen. Noch ein Häubchen. „Also auf morgen denn!“
„Ja, bis auf morgen!“ (Schluß folgt.)

Dermilchtes.

• Rumänien — ein neues Goldland. Rumänien galt schon im Altertum als Goldland, doch ist bis in die neueste Zeit, vor allem aus Mangel an Kapital, wenig zur Ausbeute der Goldlagerungen worden. Schon die Römer entdeckten in dem damals rumänischen Gold und befestigten sich mit dessen Ausbeute, indem sie die Eisenminen zum Schmelzen anlegten. Die Pläne sollen jetzt beträchtlich gemein sein. Wird doch die Sage von goldenen Wägen damit in Erfüllung gebracht, da die Landesbehörden die Gewinnaufteilung, das gesunde Gold vor den Mänteln in die Hände ihrer Schatzkassen zu verpacken. Jetzt wieder begonnen, die Goldfelder auszubauen. So sind mit sehr einladenden Mitteln bei Geschäftlichen im Gebiete von Balcea gegen 40 Tg. Gold, jetzt gefördert worden. Man prognostiziert, wie der „Prometheus“ erzählt, aus diesen eine Rentmine, die dem verstorbenen König Carol überreicht wurde. Auch Goldminen zu 10 und 20 Tg. wurden erschlossen und zum vollständigen Bergbau im nächsten Herbst vorzubereiten. Im Jahre 1916 wollte man aus neuem Funden vorerstem goldenen Rentminen erlösen.
• Otto Weddiggen's Ichneibiger Dumo. Man schreibt uns: Das war ein tollkühnes Leben am Strande von Zwinenmünde in der Pochsation des Sommers 1911! Am

